

Das unsichtbare Fundament des gesellschaftlichen Zusammenhalts

Peter Zängl & Robert Sempach

Warum starke Gemeinschaften sowohl Herz als auch Struktur brauchen

Als am 23. August 2017 über drei Millionen Kubikmeter Gestein vom Piz Cengalo ins Bergell stürzten, geschah etwas Bemerkenswertes: Das 200-Seelen-Dorf Bondo wurde zwar evakuiert und mehrere Gebäude zerstört, doch die Gemeinschaft zerbrach nicht. Stattdessen entstand eine Welle der Solidarität – von "Bondo con amore"-Pullovern, deren Erlös der Gemeinde zugutekam, bis zu Spendenaktionen, die über 14 Millionen Franken einbrachten. Fast acht Jahre später kehrt das Dorf dank eines 53-Millionen-Projekts zur Normalität zurück.

Bondo ist kein Einzelfall. Die Schweiz hat in den letzten 25 Jahren eine beeindruckende Lernkurve durchlaufen: Von Bondo und Gondo 2000 über das "Jahrhunderthochwasser" 2005 bis zu Blatten 2025 zeigt sich immer wieder dasselbe Muster. Was macht diese Widerstandsfähigkeit möglich? Der Soziologe Eric Klinenberg würde sagen: Es ist die soziale Infrastruktur – jene oft übersehenen Orte und Strukturen, wo Menschen sich im Alltag begegnen, und Gemeinschaft entsteht.

Mehr als nur Beton und Stahl

Wenn wir an Infrastruktur denken, haben wir meist Straßen, Stromleitungen oder Wasserleitungen vor Augen. Klinenberg erweitert diesen Blick: Zur Infrastruktur einer Gemeinde gehören auch Bibliotheken, Parks, Tauschplätze für Bücher und andere Gegenstände, Begegnungszonen, Gemeindezentren, Cafés, sogar gut gestaltete Bürgersteige. Diese Orte schaffen nicht nur praktischen Nutzen – sie weben das soziale Netz einer Gesellschaft.

"Soziale Infrastruktur sind die physischen Räume, die bestimmen, wie und ob sich Menschen begegnen", erklärt Klinenberg. In Gondo gab es vor der Katastrophe Restaurants, Banken und viele Vereine, in denen sich die 200 Dorfbewohner:innen engagierten. Genau diese und weitere sozialen Strukturen ermöglichten es, dass nach dem verheerenden Erdbeben, das 13 Menschen das Leben kostete, die Solidarität der Schweizer Bevölkerung Rekordausmasse erreichte: 74 Millionen Franken sammelte die Glückskette nach dem Unwetter für den Wiederaufbau im Wallis und im Tessin.

Die Caring Community Revolution

Parallel zu Klinenbergs Forschung entsteht weltweit eine andere Bewegung: Caring Communities. Diese Gemeinschaften setzen auf gegenseitige Fürsorge und praktische Solidarität. Von Nachbarschaftshilfe für Senioren bis zu Selbsthilfegruppen für Alleinerziehende – überall entstehen Netzwerke, die das auffangen, was Familie und Staat nicht leisten können.

Nach dem Bergsturz wussten alle: Entweder gehen sie gemeinsam durch diese Zeit oder sie verlieren ihr Dorf. So wurden beispielsweise auch die wöchentlichen Treffen im

Gemeindezentrum zu ihrem Lebenselixier. Was als Krisenbewältigung begann, wurde zu einem tragfähigen Unterstützungsnetz, das bis heute funktioniert.

Ähnliche Geschichten finden sich überall in der Schweiz. Als 2005 das "Jahrhunderthochwasser" weite Teile des Landes unter Wasser setzte, zeigten sich dieselben Muster. In Brienz, wo zwei Menschen starben und fast 100 Einwohner ihr Heim verloren, berichtete ein Fotograf: "Die Nachbarschaftshilfe hat funktioniert. Das war – bei allem Leid – schön zu sehen."

Zwei Seiten derselben Medaille

Auf den ersten Blick scheinen soziale Infrastruktur und Caring Communities unterschiedliche Ansätze zu sein: Der eine fokussiert auf Gebäude und Räume, der andere auf Beziehungen und Fürsorge. Doch bei näherem Hinsehen erweisen sie sich als zwei Seiten derselben Medaille.

Caring Communities brauchen Begegnungs- und Entwicklungsräume. Die erfolgreichsten Initiativen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern dort, wo Menschen miteinander in einen Austausch treten können. Das Café um die Ecke, wo die Nachbarschaftsgruppe ihre wöchentlichen Treffen abhält. Die Bibliothek, die zum Treffpunkt für Seniorenhilfe wird. Der Spielplatz, wo Eltern miteinander in Gespräch kommen und sich organisieren. Umgekehrt bleiben noch so schöne Gemeindezentren leer, wenn niemand sie mit Aktivitäten füllt. Die wertvollste Infrastruktur entsteht dort, wo Menschen sie sich aktiv zu eigen machen – wo aus Nutzer: innen Gestalter: innen werden.

Die Übersetzungsleistung

Hier liegt eine besondere Chance: Caring Communities sprechen die Sprache des Herzens, soziale Infrastruktur die Sprache des Verstands. Wer Politiker oder Investoren für Gemeinschaftsprojekte gewinnen will, braucht beide Register. Die Schweiz zeigt eindrucksvoll, wie diese Übersetzung funktioniert. Als das Hochwasser 2005 zum "Weckruf für die ganze Schweiz" wurde, entstanden sowohl emotionale als auch rationale Antworten. Die Versicherung Mobiliar investierte seitdem 46 Millionen Franken in 180 Präventionsprojekte und stellte 24 Gemeinden mobile Hochwasserschutzsysteme zur Verfügung. Der 2009 gebaute Entlastungstollen am Thunersee kostete 65 Millionen Franken – und vermied allein 2021 mehrere Millionen an Gebäudeschäden.

Die Übersetzungsleistung funktioniert so:

Caring Communities sprechen die Sprache der direkten menschlichen Bedürfnisse, der Solidarität, der gegenseitigen Hilfe. Das ist für die Menschen vor Ort sehr mobilisierend, aber für staatliche Akteure: innen oft schwer greifbar oder "zu weich".

Klinenbergs soziale Infrastruktur übersetzt das in eine Sprache, die Behörden und Politiker verstehen: konkrete Investitionen, messbare Outcomes, Kosteneffizienz, Risikominimierung. So betrachtet wird aus "Wir wollen füreinander da sein" ein Argument wie "Wir investieren in Gemeindezentren und Schutzbauten; damit reduzieren wir Folgekosten um Millionenbeträge und erhöhen die Resilienz bei Naturkatastrophen."

Das strategische Potenzial liegt darin, dass man beide Register gleichzeitig bespielen kann: Nach unten zu den Communities: "Hier entstehen Räume und Strukturen, wo ihr euch selbst

organisieren und gegenseitig unterstützen könnt." Nach oben zu Bund, Kantonen und Gemeinden: "Diese Investitionen lösen konkrete gesellschaftliche Probleme und generieren einen hohen volkswirtschaftlichen Nutzen."

Eine Schweizer Erfolgsgeschichte

Die erfolgreichsten Beispiele kombinieren beide Ansätze – und die Schweiz ist ein Paradebeispiel dafür. In Gondo setzte sich nach der Katastrophe 2000 die Einsicht und die Entschlossenheit durch: Dank der grossen Solidarität der Schweizer:innen wurde es möglich Gondo wieder aufzubauen. Gleichzeitig wurde ein nationaler Architekturwettbewerb ausgeschrieben, um den Wiederaufbau als Modellfall zu gestalten.

Auch in Bondo entstanden nach dem Bergsturz nicht nur technische Schutzbauten für 53 Millionen Franken, sondern gleichzeitig eine Kultur der gegenseitigen Unterstützung. Die drei neuen Brücken, die bei künftigen Murgängen den Verkehr aufrechterhalten sollen, sind gleichzeitig Symbole für Verbindung und Gemeinschaft geworden.

Das jüngste Beispiel ist Blatten im Lötschental: Nach dem verheerenden Bergsturz vom Mai 2025, der das ganze Dorf verschüttete, kamen bis Ende Juni bereits 61 Millionen Franken an Spenden zusammen. Gleichzeitig plant der Kanton Wallis 100 Millionen Franken Investitionen, die Versicherungen weitere 320 Millionen – und das Dorf soll bis 2029 komplett wiederaufgebaut werden. "Das zukünftige Blatten soll zusammen mit der Bevölkerung erstellt werden", betont Staatsrätin Franziska Biner.

Diese Beispiele funktionieren auch über die Schweiz hinaus. Das Wiener Konzept der "Grätzloase" folgt demselben Prinzip: Die Stadt stellt den Raum (oft einen umgestalteten Parkplatz), die Anwohner:innen füllen ihn mit Leben. So entstehen urbane Wohnzimmer, die gleichzeitig Treffpunkt, Kulturraum und Nachbarschaftszentrum sind. Oder das Berliner "Nachbarschaftsheim Schöneberg": ein Gebäude (soziale Infrastruktur) und eine Community von über 1.000 ehrenamtlich Aktiven (Caring Community), die von der Krabbelgruppe bis zur Rechtsberatung für Migrant:innen alles unter einem Dach vereint.

Die Lernkurve verstehen

Was die Schweizer Beispiele besonders wertvoll macht: Sie zeigen eine kontinuierliche Lernkurve. Von Gondo 2000 über das Hochwasser 2005 (3 Milliarden Schäden, aber 46 Millionen Präventionsinvestitionen) bis zu Bondo 2017 (67 Millionen Gesamtkosten) und Blatten 2025 (420 Millionen geplant) – jede Katastrophe führte zu besseren Strukturen für die nächste. Dabei werden die Investitionen immer strategischer: Während Gondo hauptsächlich reaktiv wiederaufgebaut wurde, fließt heute ein Großteil der Mittel in präventive Maßnahmen.

Nicht nur in der Krise

Die Schweizer Katastrophenerfahrungen sind eindrucksvolle Extrembeispiele, die möglicherweise einen falschen Eindruck erwecken. Caring Communities entstehen keineswegs nur in Notlagen. Im Gegenteil: Die stabilsten und nachhaltigsten Gemeinschaftsnetzwerke entwickeln sich oft im ganz normalen Alltag. Beispielsweise in Basel-Stadt organisieren sich Eltern über WhatsApp-Gruppen, um Kinderbetreuung flexibel zu teilen. Was als praktische Lösung für Notfälle begann, wurde zu einem tragfähigen Netzwerk gegenseitiger Unterstützung. In Winterthur treffen sich Nachbar:innen jeden Samstagmorgen zum gemeinsamen Reparieren im Repair Café – aus Lust am Tüfteln und

ökologischem Bewusstsein, nicht aus materieller Not. Der Quartiersverein Obstgarten in St. Gallen entstand, weil Anwohner: innen mehr Lebensqualität wollten: Begegnungsmöglichkeiten, sicherere Schulwege, lebendigere Straßen. Heute organisiert er von Straßenfesten bis zu Nachbarschaftshilfe alles, was das Quartier zusammenhält. Die Gemeinschaftsgärten in Zürich wuchsen aus der Sehnsucht nach Grün und sozialen Kontakten – nicht aus Hunger oder Wohnungsnot.

Diese alltäglichen Caring Communities haben sogar Vorteile gegenüber den Krisen-Netzwerken: Sie entstehen ohne Zeitdruck, können experimentieren, sich langsam entwickeln. Sie müssen nicht perfekt funktionieren, um zu überleben. Und sie bilden oft das stabile Fundament, auf dem in echten Krisen dann Solidarität und Hilfsbereitschaft aufbauen.

Die Katastrophenbeispiele zeigen uns also nicht, wie Caring Communities entstehen müssen – sondern was möglich wird, wenn sie bereits da sind und plötzlich gebraucht werden.

Wenn soziale Infrastruktur nicht wie gewünscht genutzt wird

Doch nicht jedes gut gemeinte Projekt funktioniert auf Anhieb. Viele Investitionen in soziale Infrastruktur verpuffen wirkungslos oder werden schlicht nicht angenommen.

In Wien stehen manche der als Erfolgsmodell gepriesenen "Grätzloasen" oft leer. Anwohner: innen beklagen sich über "Hipster-Gentrifizierung" und fühlen sich nicht repräsentiert. Berliner Parklets werden teilweise mehr als Instagram-Kulisse, denn als echte Nachbarschaftstreffpunkte genutzt – während sich andere über "Verschwendung von Parkplätzen" ärgern. Schweizweit gibt es Gemeindezentren, die mit viel Aufwand gebaut wurden, aber kaum Leben entwickeln.

Was läuft dann schief? Oft entstehen diese Projekte aus der Perspektive von Planern und Politikern, nicht aus echten Bedürfnissen der Nutzer. Soziale Infrastruktur wird "verordnet" statt organisch und gemeinsam mit den Nutzer: innen entwickelt. Das Resultat: sterile Räume ohne Seele, die wenig Resonanz finden.

Die erfolgreichen Schweizer Beispiele funktionieren aus anderen Gründen: Sie entstanden aus existenzieller Not heraus. In Gondo, Bondo oder Blatten gab es keine Alternative zum Zusammenrücken. Die Motivation war echt, der Bedarf real, die Strukturen eine Antwort auf eine grosse Not und konkrete Probleme.

Was braucht erfolgreiche soziale Infrastruktur?

Echte Partizipation: Die künftigen Nutzer müssen von Anfang an mitentscheiden – nicht nur in Alibiveranstaltungen "konsultiert" werden. Wer die Bedürfnisse nicht kennt, kann keine passenden Lösungen schaffen.

Organisches Wachstum: Die lebendigsten sozialen Orte entstehen oft ungeplant – der Kiosk, wo sich alle treffen, die Bank vor dem Gemeindezentrum, wo zwanglos geplaudert wird. Design kann unterstützen, aber nicht erzwingen.

Kulturelle Passung: Was in urbanen Vierteln funktioniert, kann in ländlichen Gemeinden völlig unpassend sein. Lokale Traditionen und Gewohnheiten müssen mitgedacht werden.

Geduld und Zeit: Soziale Infrastruktur braucht oft Jahre, um "einzuwachsen". Viele Projekte werden vorschnell als gescheitert abgeschrieben oder bei fehlendem Anfangserfolg wird auf die Feinjustierung verzichtet.

Niedrigschwelligkeit: Keine Anmeldungen, keine komplexen Regeln, keine versteckten Ausschlüsse. Erfolgreiche soziale Orte sind für alle da.

Die Zukunft des Zusammenlebens

In einer Zeit, in der Vereinsamung zur Volkskrankheit wird und gesellschaftliche Spaltungen zunehmen, bieten soziale Infrastruktur und Caring Communities einen Ausweg – aber nur, wenn sie richtig gemacht werden. Die Schweizer Erfahrungen zeigen: Gesellschaftlicher Zusammenhalt lässt sich weder von oben verordnen noch entsteht er automatisch von unten. Er braucht beides – die strukturellen Voraussetzungen UND Menschen, die bereit sind, Verantwortung füreinander zu übernehmen.

Die gute Nachricht: Jede:r kann anfangen. Starke Gemeinschaften entstehen nicht zufällig – aber sie entstehen überall dort, wo Menschen bereit sind, sie zu schaffen. Das zeigen Bongo, Gondo, Blatten und unzählige andere Beispiele. Manchmal reicht es, Nachbar:innen zum Kaffee einzuladen. Oder die örtliche Gemeinde zu fragen, wo man dort eine Tauschbörse organisieren könnte. Oder bei der Stadtverwaltung anzuregen, den ungenutzten Platz um die Ecke zu einer Begegnungszone umzugestalten.

Die Schweiz hat bewiesen: Wenn Herz und Verstand, Gemeinschaftssinn und strategische Investitionen zusammenkommen, halten Gemeinden auch den größten Krisen stand.

Literaturhinweis

Klinenberg, Eric (2019). Paläste für das Volk: Wie soziale Infrastruktur dazu beitragen kann, Ungleichheit, Polarisierung und den Niedergang des bürgerlichen Lebens zu bekämpfen. New York, Broadway Books.